Theologisches Literaturblatt.

Zur Allgemeinen Kirchenzeitung.

Mittwoch 5. December 1827. Nr. 97.

Ausführliche Darstellung des Grundes unsers Glaubens an Unsterblichkeit, von Jacob Friedrich Abel, Prälaten und General-Superintendenten von Reutlingen, R. d. W. C. V. O. Frankfurt am M., 1826. Verlag von H. Wilmans. 147 S. gr. 8.

Es gibt große Fragen der Menschheit; aufgeworfen von allen Jahrhunderten, werden sie von allen Jahrhunderten wiederholt werden. Rings um die Ufer der Erde rauscht der Strom des Todes. Viele Geschlechter versanken am Ziele ihrer Bahn hoffnungslos in eine Sündfluth. Andere hatten wohl aus uralten Sagen und in ihren Wünschen Kunde von einem Lande jenseits überkommen, aber dazwischen strömte Lethe, und das Land des Todes hatte, wie das Reich seines milderen Bruders, nur Schatten und Träume. Da erblickten Seher auf den Höhen ihres Zeitalters ein Vorgebirge der Hoffnung in blauer Ferne, und Dichter hörten Töne von Inseln der Seligen herüberklingen. — Einem Wiederkehrenden hätte man billig und leicht den Glauben versagt, daß er den Tod und das Land des Lebens wirklich gesehen habe. Moses selbst war schweigend und spurlos ins Schattenreich versunken, aber seinen Propheten glaubte das Volk, weil ihre Weissagung nur sein eigenes verklärtes Gefühl war. Fortan stürzen Tausende frei und getrost in die Todesfluth, ein Bad der Wiedergeburt schöneres Lebens, und hinsterbende Geschlechter schiffen sich ein zur sicheren Heimath, welche auch, nachdem die Begeisterung großer Zeiten vorüber war, den Völkern eine neue Welt voll Reichthum und Freiheit blieb, nach welcher man seine Freunde in guten Hoffnungen scheiden sieht, und in den Thränen des Abschiedes an heiteres Wiedersehen denkt. Karten und Geschichten des Wunderlandes braucht und liebt das Volk, Beweise nicht, da es im Allgemeinen an der Wirklichkeit nicht zweifelt. Im Gegensatze des Alterthums waren es hohe Menschen, welche die Ewigkeit der Menschen läugneten, weil sie in der aus ihrem Geiste erbauten Welt keinen Platz für dieselbe fanden, neben der Ewigkeit Gottes. Ihrem Tiefsinne fiel die Oberflächlichkeit einer Schule bei, welche, was sie nicht mit Händen greifen oder mit Füßen treten mochte, zu läugnen wagte, und der Vorwitz einer anderen Philosophie, welche an der idealen Welt zweifeln zu müssen glaubte, als sie die hergebrachten Schulbeweise derselben mit jugendlicher Kraft vernichtet hatte. Von diesen Zweifeln mehr oder minder berührt, suchten sich die gebildeten Stände auf die eingeborene Unsterblichkeit des göttlichen Geschlechts zu besinnen, und seit Mendelsohn und Sintenis kam diesen Wünschen eine Reihe wissenschaftlich populärer Schriftsteller entgegen. An diese schließt sich der Vf., welcher schon 1802 in einer lat. Abhandlung die Gründe für und wider die Unsterblichkeit scharfsinnig abwog; nun ein ehrwürdiger Zeuge mit der Bewährung eines halben Jahrhunderts hinter ihm, und dem Ernste der näheren Erfahrung vor ihm.

„Schon vermöge meines Alters von dem Tode nicht fern, — schreibt er in der Zueignung an seine ehemaligen Zuhörer zu Stuttgart, Tübingen und Schönthal, — habe ich die Lehre von Fortdauer nach dem Tode noch einmal der strengsten Untersuchung unterworfen. Das Resultat sowohl, als das Wesentliche des Ueberzeugungsgrundes ist das nämliche, das ich seit mehr als fünfzig Jahren meinen Zuhörern vorgetragen habe, und es ist mir nicht wenig erfreulich, diesen öffentlich sagen zu dürfen, daß das, was ich einst in ihrer Mitte von seliger Hoffnung der Unsterblichkeit mit lebhafter Freude sprach, auch noch jetzt, nach mehrmals wiederholten Forschungen, und nahe am Grabe, meine vesteste Ueberzeugung ist. Möge dieselbe Ueberzeugung auch sie, deren Andenken mir stäts theuer war und sein wird, durch ihr ganzes Leben leiten und beglücken!"

Diese Zueignung mit ihrem Wunsche, welcher ja eigentlich uns Allen gehört, spricht ebensosehr den Ernst der Kritik für die Schrift, als ehrerbietige Herzlichkeit für den Verf. an.

Er hat wohlgethan, die gewöhnlichen Beweise, außer inwiefern er sie zu Nebenpartieen seines Hauptsatzes braucht, nicht weiter zu beachten, ihre Recension findet sich in den bekannten Schriften, und es ist nur langweilige Pedanterie, daß Monographieen alles über den Gegenstand Gesagte wiederholen, und alles einfältig Gesagte widerlegen zu müssen glauben, bevor sie selbst zu Wort kommen. Dagegen bedurfte die nur flüchtig berührte Frage: wie nach dem Wesen ihres Gegenstandes der Grund unserer Ueberzeugung von Unsterblichkeit beschaffen sein müsse? der genauesten Ueberlegung. In praktischer Hinsicht hat schon Kant diese Aufgabe gelöst, als er aus der menschlichen Natur bewies, daß jede intuitive oder demonstrative Anschauung des künftigen Lebens die Lauterkeit der jungen Tugend mit Furcht oder Hoffnung trüben müßte. Allein erst die theoretische Untersuchung, ob ein Beweis für Unsterblichkeit etwas Anderes sein könne, als im Gegensatze der sinnlichen Erfahrung des Todes, ein Bewußtwerden und eine Aufklärung des Geistes über sich selbst, würde mit einemmal eine Reihe von ungegründeten Ansprüchen zurückweisen, welche die Wissenschaft öfter zu erfüllen suchte, und in diesem nothwendig vergeblichen Streben den Zweifeln erst Raum gab. Die beßte Sache verlöre, wer sich darauf einließe, Einem, welcher auf andere Weise nicht daran glauben wollte, America durch's Fernrohr zu zeigen, oder aus dem nothwendigen Gleichgewichte der Erdschwere zu demonstriren, statt die innere Unstatthaftigkeit solcher Forderungen und die einzig mögliche Art des Beweises darzuthun.

Der Verf. nun bezeichnet seinen Beweis als Glaubensgrund d. h. eine Rechtfertigung des Glaubens an Unsterblichkeit aus allgemeinen und gesetzmäßigen Ansprüchen der menschlichen Natur. Daß solche Beweisart genüge und gar keine andere stattfinden könne, konnte und mußte in der Einleitung a priori dargethan werden. Zwar wird der gegebene Beweis auch Vernunftschluß genannt, allein im Sinne der älteren Logik, d. h. Syllogismus, ohne hierdurch a priori'sche Gewißheit der Vordersätze zu behaupten.

1) „Gott will das Angemessenste, und eben dieß fordern die Gesetze seiner Welt. 2) Das Angemessenste für die Menschenclassen ist Fortdauer. 3) Da Fortdauer auch als möglich von uns angenommen werden muß, so fordert unsere Vernunft unnachläßig, daß wir uns für Fortdauer entscheiden."

Der Obersatz wird unbedingt vorausgesetzt. Hierdurch ist eine bedeutende Classe seiner Gegner dem Schlußurtheile des Verfassers entzogen. Nach Anerkennung eines persönlichen und außerweltlichen Gottes ist der Beweis für Unsterblichkeit schon zur Hälfte geführt. Es möchte zwar diese Anerkennung sich überhaupt der Demonstration entziehen, allein abgerissen, wie sie hier steht, konnte sie allerdings auf ein ursprüngliches Grundbewußtsein der Menschheit zurückgeführt und in ihrem nothwendigen Zusammenhange mit demselben dargethan werden. Einig mit dem Verf. in der Sache, hatten wir blos wegen einer übergangenen Form hier zu rechten.

Das Verdienst dieser Schrift besteht in einer genauen Ausführung des zweiten Satzes, vorerst nach seiner moralischen Beziehung, daß Sittlichkeit an sich und in ihrem wesentlichen Vereine mit Glückseligkeit unmöglich sei ohne Unsterblichkeit (S. 25 — 60), sodann nach seiner teleologischen, daß der Menschengeist überall und in seinen einzelen Vermögen zweckmäßig eingerichtet sei für ewige Dauer, für nahen Untergang zwecklos (— 80).

Bei Ausführung des ersten Theiles wird die Unbedingtheit des Sittengesetzes kaum verwahrt werden, wie selbst Kant das Herz seines Systems verletzte, sooft er auf jenen Beweis einging. Es gibt Pflichten, — sagt der Verfasser, — welche Aufopferung unseres Lebens fordern, wird aber durch diese das Sein überhaupt, sonach selbst die weitere Möglichkeit der Vernunft und Tugend aufgehoben: so ist es unbedingte Pflicht, das Leben zu erhalten und jede Gefahr desselben zu fliehen, dann ist Codrus und die Decier sind Verbrecher. Allein warum soll das Leben erhalten werden? Doch nur um des künftig zu übenden Sittengesetzes willen. Wenn dieß aber klar und gegenwärtig das Opfer fordert: so tritt weder Collision der Pflichten, noch Widerspruch ein, das Licht hat sich verzehrt im Leuchten, es kommt wenig darauf an, ob am Morgen, oder am Abende, und in alle Wege scheint herrlicher, unterzugehen aufstrahlend wie ein Morgenstern der Zukunft, als langsam zu verglimmen; selbst für die materielle Menge des bewirkten Guten hat der Tod eines Decius und seiner Nachfolger als Begeisterung für sein Volk und Erhebung für alle folgende Geschlechter segensreicher gewirkt, als das längste Leben im Dienste des Vaterlandes und einer gefahrlosen Tugend wirken konnte. Doch ist diese Berechnung der Wirksamkeit dem Sittengesetze fremd, nur der Wille gilt, und nie wird von ihm gefordert, für die Möglichkeit künftiger Pflichten die Wirklichkeit der gegenwärtigen zu verletzen. Feigheit und Selbstsucht verbergen sich hinter die entgegengesetzte Ansicht. Spricht das Sittengesetz wahrhaft unbedingt, so bedarf es nicht Lohn noch Strafe, überhaupt keiner weiteren Aussicht. Das ist mein Stolz, — wie Schleiermacher einst so erhaben sprach, — unverrückt und freudig meine Bahn zu gehen, wenn ich schon weiß, daß ein Punkt kommt, welcher mich verschlingt. Wie klein erhebt sich dagegen Zöllich: Wäre ein der Tugend geweihtes Leben nicht eine Thorheit, wenn mit dem Tode Alles für uns aus wäre. Und selbst der Verf. läßt sich zu Behauptungen verleiten, als: Sittlichkeit könne dann nicht mehr angenommen werden, der Glaube an Uebersinnliches sei nicht weiter haltbar, Achtung für Sittlichkeit und ihre Quelle, Vernunft und Gottheit könne nicht ferner statthaben. Wir fragen ihn, ob er den Gegner seines Glaubens für wirklich entbunden achte vom Sittengesetze?

Nicht eine ehrwürdige Persönlichkeit dachten wir anzugreifen, bei welcher nur ein wissenschaftlicher Irrthum stattfindet, aber es galt uns, die Unsittlichkeit eines weitverbreiteten Vorurtheils darzuthun, über welches den Verf. selbst unwillkürlich einmal sein edler Sinn erhebt. „Es darf nicht geläugnet werden, — sagt er, — daß ein edles Gemüth, wie das eines Mark Aurel, die Gottheit innigst verehrend, gottgefällig handeln könne, ohne der Fortdauer versichert zu sein: allein nach der gewohnten Art zu denken des Menschen, ist doch Kürze oder Länge der Zeit, auf die sich seiner Ueberzeugung nach die Folgen seines Handelns ausdehnen, beim sittlichen Handeln gar nicht ohne Einfluß." Dieser Nachsatz deutet uns die Veranlassung zum Irrthume des Verf. Es gibt eine Stufe untergeordneter Bildung, nämlich die unlauteren Anfänge und Versuche der Sittlichkeit, welche der Hölle und des Himmels nicht wohl entbehren können. Diese praktische Bedeutung jenes Glaubens hat der Verfasser vortrefflich auseinandergesetzt, und daher gemeint, was wir öfter an älteren Geistlichen bemerkt haben, daß dasjenige, was die Menschen, wie sie nun eben sind, nicht ohne Gefahr erschüttert sehen würden, etwas der menschlichen Natur an sich Allgemeines und Nothwendiges sei. Man darf aber selbst zugeben, daß bei der allgemeinen Schwäche unseres sittlichen Lebens, jede Stütze desselben achtungswerth sei, und kann doch als Ideal aufstellen, weil die Sittlichkeit allein auf sich selbst ruhen soll, daß man sie allmählich von diesen Stützen unabhängig machen müsse. Dieß aber ist es, was die neueren Gegner der Lehre behaupten, von denen keiner läugnet, daß sie ein heilsames Zuchtmittel sei, dessen sich Religionsstifter zur Erziehung der Völker bedienten.

Bedarf die Sittlichkeit nicht einer unendlichen Zukunft, so hat noch weniger die Glückseligkeit ein Anrecht darauf. Jenes von Kant postulirte Verhältniß der Tugend und eines von ihr unabhängigen Glückes im nothwendigen Gleichmaße ist gegen den allgemeinen Widerspruch der Erfahrung noch nirgends von der Vernunft erwiesen, und selbst vom Criminalrechte, welchem, zunächst dem Weltgerichte, sie Kant aneignete, längst ausgeschieden worden. Die christliche Ansicht, daß jedes äußere Glück nur eine göttliche, ohne Maßgabe des Verdienstes ausgespendete Gnade sei, selbst in ihrer kirchlichen Modification, daß der Mensch

nur Unheil und Verdammniß nach seiner Sittlichkeit verdient habe, möchte von der Vernunft hoch über die Kantische gestellt werden, wenn der Beweis uns nicht unnöthig dünkte, bis der Verf. die Kantische Gleichung zweier ganz verschiedener Verhältnisse begründet haben wird.

Die teleologische Ausführung fällt, da der höchste Zweck das Sittliche ist, mit der ersteren wesentlich zusammen, wenn auch diese Beziehung nicht so ängstlich auszubilden ist, wie S. 79: „Vorzüglich würden, wofern wir nicht fortdauerten, auch manche einzele Gefühle, Bestrebungen und Vorsätze ganz ohne Nutzen sein, wie z. E. die dem Tode unmittelbar vorausgehenden, oder ihn begleitenden Schmerzen." Als wenn das Leben nicht ohne die Rechnung eines bestimmten Nutzens für die Zukunft seinen Schmerz und seine Lust haben müßte! Verweist uns aber der Verf. auf alle gehemmte Kräfte und unentwickelte Anlagen, welche der Tod bricht: so verweisen wir ihn nach einer ihm selbst beliebten Analogie auf die Jugendkraft eines ganzen Frühlings, welche eine kalte Nacht verzehrt. Die noch im Keime erfrorenen Blumen kehren nicht als unsterbliche wieder, aber ins große Leben der Natur zerrinnen sie, um in neuen Formen aufzusprossen, des allein ewigen Weltgeistes Leben beurkundend. Wo ist hier das Recht des Geistes, durch welches er sich dem großen Naturschicksale entzöge? Es ist eben nur die Selbstsucht, welche die Sittlichkeit an ihre Person gebunden achtet, und sich nicht zum freien Opfer für die Idee entschließen kann. Wie es ein unsittliches Läugnen der Unsterblichkeit gibt, findet sich auch ein unsittliches Behaupten derselben. Die Resignation auf dasselbe und damit die Vernichtung der Selbstsucht klingt freilich furchtbar, wie der Verfasser sie ausspricht mit den Worten Friedrich des Großen: „Ich bin ein altes Gerippe, das man bald auf den Schindanger werfen wird." Aber auch hier liegt das Furchtbare nur in phantastischer Uebertreibung. Denken wir dagegen, um ihr ein anderes Bild entgegenzusetzen, wie Napoleon tieferschüttert am Sarge des königlichen Helden stand, und über der Königsgruft schon ein ganzes Volk von Gefühlen bewegt wurde, daß, nachdem seine Väter in Friedrichs Schlachten gekämpft hatten, es unmöglich das Unglück der Gegenwart ertragen könnte: und wenn auch von dem Könige Nichts übrig war, als was der Sarg umschloß, wer wagt es, den in seinem Volke unsterblichen Geist todt oder beklagenswerth zu nennen! Aber des Königs Rede selbst war nur ein Vorurtheil der Verstandesphilosophie seines Zeitalters, über welche sich, da sein Verstand in ihr gefangen blieb, sein Geist in großartiger Ironie erhebt. Hören wir dagegen denselben Gedanken in der Wahrheit eines tiefen Gemüths. „Weil ich die Gottheit über Alles liebe, — sprach Spinoza, — freue ich mich zu sterben und unterzugehen im großen All." Was erhabene Frömmigkeit betrifft, tragen wir kein Bedenken, das Gefühl dieses Gedankens neben Paulus Sehnsucht zu stellen, wenn er sich wünscht, abzuscheiden und bei dem Herrn zu sein.

Wiefern jener Glaube einer Heimkehr in die Gottheit mit Pantheismus zusammenhängt, hat sich der Verf. im 4. Excurse gegen dieses System verwahrt. Wir wollen nicht darüber rechten, ob dasselbe durch die Wirklichkeit des Bösen und durch das Selbstbewußtsein, welches sich nicht als bloses Accidenz eines Absoluten erscheine, schon widerlegt sei: da die bemerkte Ansicht sowohl ohne Pantheismus, als dieser ohne sie bestehen kann. Wir würden für das Letztere uns auf Schleiermacher berufen, welcher neuerlich an die Ewigkeit des Gottmenschen die wesentliche Ewigkeit der menschlichen Natur überhaupt knüpfte, wenn Schl. nicht gegen Mißdeutungen für gut gefunden hätte, den vorgeworfenen Pantheismus durch die Einstimmigkeit der Kirchenväter in Zweifel zu stellen. Dagegen bringt der Verf. selbst uns einen entscheidenden Beleg dieser Ansicht entgegen. Schelling schrieb an einen Freund, welcher eine geliebte Gattin betrauerte: „Anhaltendes Nachdenken und Forschen hat bei mir nur dazu gedient, jene Ueberzeugung zu bestätigen, daß der Tod, weit entfernt, die Persönlichkeit zu schwächen, sie vielmehr erhöht, indem er sie von so manchem Zufälligen befreit, daß Erinnerung ein viel zu schwacher Ausdruck ist für die Innigkeit des Bewußtseins, welches den Abgeschiedenen vom vergangenen Leben bleibt." Wir haben Schellings frommen Sinn immer verehrt, und noch neulich erzählte uns eine mit aller Philosophie gänzlich unbekannte Person, wie es ihr so rührend vorgekommen sei, als sie in Sch. Zimmer trat und es eben so unbemerkt wieder verließ, daß der große Philosoph, — so nennen ihn die Erlanger, die Gerechtigkeit der Weltgeschichte antecipirend, — an der Wiege seines todtkranken Kindes kniete und betete. Dennoch mußte uns nach allem Früheren die Aeußerung jenes Briefs überraschen, und bei der verschiedenen Entwickelung des Sch. Systems wäre interessant, zu erfahren, ob jene, wie wir vermuthen, der jüngsten Vergangenheit angehöre. Da die Druckschrift, auf welche sich der Verf. beruft, nicht den Kreis der Familie überschritten zu haben scheint, welcher sie gehört, würde uns eine Nachricht hierüber, vielleicht in diesen Blättern, aufs freundlichste verbinden.

Der Pantheismus wird aber deßhalb nicht gezwungen, im Mythus des Kronos die große Tragödie zu enden, weil, was einmal als Gedanke Gottes mit lebendiger Individualität hervortrat, kein nothwendiges Schicksal entgegensteht, daß es nicht auch ewig in dieser Individualität als Accidenz des Absoluten verharre. Gegentheils läßt sich auch in einer außergöttlichen Welt denken, daß, wie die Erfahrung es bringt im Reiche der Dinge, auch im Geisterreiche das Leben nur ein stätes Wechseln der Formen sei. Wider keins der beiden Philosopheme wird durch die teleologische Ansicht Etwas entschieden. Es geht Nichts verloren, bleibt auch Nichts unentwickelt, seis nun, daß in uns selbst der ewige Gott zum heiteren Bewußtsein seiner Lebensfülle komme, oder nur seine schöpferische Liebe alle Gestalten des erschaffenen Lebens in der Weltgeschichte zum Dasein führe, und der unendliche Gedanke im unendlichen Wechsel der Individualitäten erscheine. Die Person wird dann vergehen, aber die Gottheit oder die Geistergemeinde, aus welcher sie stammt, ist und wird sein.

Dieß also scheint das Resultat: Das Wünschenswerthe und Wahrscheinliche der Fortdauer hat der Verf. anschaulich gemacht. Die Gewißheit des Glaubens konnte durch einen Schluß aus der sittlichen Natur des Menschen im Verhältnisse zu der in Gott gegründeten Zweckmäßigkeit der Welt nicht dargethan werden. Kaum ist zu erwähnen, daß hierdurch so wenig der Glaube selbst, als die Ueberzeugung des Verfassers angegriffen werden solle. Wanderer

können sich am Ziele die Hände reichen, und dennoch über die Folgerichtigkeit ihrer Wege streiten. Gern auch geben wir dem Verf. die Möglichkeit preis, daß die Vorliebe für unsere Bahn zum Vorurtheile gegen die fremde wurde. Damit aber die Recension nicht in diesem negativen Charakter schließe, bieten wir versöhnend dem Verf. einige Andeutungen über das, was er uns im Grunde gewollt zu haben schien, denn jedem Schriftsteller höherer Art schwebt ein Ideal dessen vor, was er auszusprechen ringt, und sich nimmer genug thut; die schönere, selten erkannte Bedeutung der Kritik ist aber, empfangend und gebend, angeregt von Geistesverwandtschaft in Ergänzung und Widerspruch dem Autor und seinem Publicum das Ideal näher zu bringen.

Fassen wir den Obersatz in seiner Tiefe und Einfalt, so ist es nicht ein abgeleiteter Ausspruch über eine Beschaffenheit der göttlichen Natur, sondern das religiöse Leben des Menschen selbst, aus welchem, wie der Glaube an Gott, so auch jener Ausspruch über eine bestimmte Modification desselben erst abgeleitet werden mag. Eine durchgeführte Untersuchung der menschlichen Natur wird erst in allgemeiner Nothwendigkeit darthun, worin dieses religiöse Leben bestehe. Dieser andeutenden Weise mag die Vorausnehmung vergönnt sein, daß es eine unendliche Liebe des Unendlichen oder Göttlichen sei. Diese bedarf, um sich selbst zu verwirklichen, weil sie nur ein Streben ist, der Ewigkeit; daß sie von der Welt nicht vernichtet werden kann, weiß sie, weil sie mächtiger ist, als die Welt, noch von Gott, weil er es eben ist, nach welchem die Welt strebt, und auch aufgenommen in ihn, sie nicht vernichtet, sondern göttlich wäre. Der Glaube an Unsterblichkeit ist daher überall Nichts, als die Religiosität selbst in einer bestimmten Beziehung, nämlich auf die Erscheinung des Todes betrachtet. Die Möglichkeit eines Aufgehens in Gott ist auch noch jetzt eingeschlossen, allein weil der Glaube des ewigen Lebens nur eine bestimmte Modification des religiösen Lebens ist, so wird aus der weiteren Entwickelung desselben nothwendig folgen, ob diese Möglichkeit eingeschlossen sei. Ist sie es, so hat auch dieser Tod, als der höheren Natur des Menschen angemessen, seinen Schrecken verloren, und in der Liebe zu Gott liegt die frohe Resignation, als ein freies Opfer auf dem Altare der Gottheit sich dem Unendlichen zu weihen. Ist dieß aber mit der Religiosität im Widerspruche, worüber wir nach der in uns vollzogenen Entwickelung der Idee mit dem Verf. vollkommen einig sind, so liegt eben darin auch der folgerechte Glaube, daß unsere Heimath nicht in Gott, aber im Reiche Gottes ist. Von Schlüssen und Hoffnungen ist dabei weiter nicht die Rede, das religiöse Leben hofft nicht auf ein ewiges, sondern es ist ein ewiges Leben. Wie jener Greis, von welchem der Verf. erzählt, daß er aus langer Bewußtlosigkeit wenige Minuten vor seinem Tode hier schon auferstand, dürfen wir sagen: „Mein Körper erstirbt, mein Geist lebt und wird leben — jetzt gehe ich schlafen, ich sterbe nicht wieder.“ Wir haben den Tod überwunden.

Was der Verfasser sich zu erklären sucht, warum sein Ueberzeugungsgrund ganz richtig sein und doch in Vielen keine Ueberzeugung hervorbringen könne, und neben anderen Ursachen auf eine gewisse freie Mitwirkung des Gemüths deutet, erscheint hier in voller Klarheit. Ist der Glaube, welcher den Tod überwindet, Nichts, als eine Erscheinung des religiösen Lebens, so muß in demselben Maße, als dieses verletzt wird, auch er verschwinden. Daher wie die Sünde den Tod, wenigstens die Furcht vor dem Tode in die Welt brachte, ebenso nothwendig verlor der Tod seinen Stachel in der religiösen Begeisterung des Christenthums. Der Beweis für die Unsterblichkeit kann also nur aus eigener That hervorgehen. Alles Andere ist abergläubiges Annehmen auf Auctorität, welches nicht aushält im Ernste der That und des Todes. Weil nun das Leben zum großen Theile ein Schwanken zwischen Sünde und Erlösung ist, so muß in diesem Zustande nothwendig der Zweifel mit der Hoffnung kämpfen, obwohl die allgemeine Gewöhnung der Auctorität, wie sie innerhalb der christlichen Gemeinde anerzogen wird, den Zweifel nur bei denjenigen aufkommen läßt, deren Geist überhaupt die Auctorität durchbricht. Von diesen stürzen Viele in die geheimnißvolle Fluth des Todes auf Leben und Sterben, ob vielleicht ein gewaltiger Arm oder ein Gott sie hinübertrage in die neue Welt. An allerlei Spuren, welche von dorther herübergeworfen scheinen, stärkt sich ihre Hoffnung und versinkt bald in neue Zweifel. Aber Columbus hat die unsichtbare Welt seiner Sehnsucht schon gesehen, deutlich und schimmernd liegt ihre Küste vor seinem Verstande. —

„Wär' sie nicht, sie stieg jetzt noch aus den Fluthen empor.
Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde,
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.“

g.

Kurze Anzeigen.

Das hohe Ziel der amtlichen Wirksamkeit eines christlichen Religionslehrers. Eine Antrittspredigt am zweyten Sonntage nach Ostern 1827 in der evangelischen Pfarrkirche zu Osthofen gehalten von Joh. Wern. Gottfr. Vielhauer, evangelischem Pfarrer. Mainz im Verlage bei K. Diemer.

Wenn eine Antrittspredigt gleichsam die Einleitung in die künftigen Amtsverrichtungen eines Geistlichen sein soll, so thut ein Jeder wohl, wenn er die bei einer so wichtigen Feier an die Gemeinde gerichteten Worte dem Drucke übergibt, und ihr zum bleibenden Andenken das ins Gedächtniß zurückruft, was er ihr von heiliger Stätte zugerufen hat. Schon aus dieser Ursache billigt Ref. die Erscheinung der vorstehenden Predigt, welche allerdings auch auf homiletischen Werth Anspruch machen darf. Ihr liegen die wohlgewählten Worte Ephes. 4, 15. zum Grunde, und recht glücklich hat der Hr. Vf. den obigen Hauptsatz daraus hergeleitet. Er findet das hohe Ziel der amtlichen Wirksamkeit eines christlichen Religionslehrers 1) in der Beförderung des Sinnes für Wahrheit und Rechtschaffenheit; 2) in der Beförderung einer aufrichtigen Menschen- und Bruderliebe; 3) in der Beförderung eines fortgehenden Wachsthums im Glauben, in christlicher Erkenntniß und Gottseligkeit. — Wenn auch gleich diese Abtheilung nicht besonders gelungen ist, indem der 1. und 3. Theil zu nahe einander berühren, so gibt doch die Predigt dem Hrn. Vielhauer ein empfehlendes Zeugniß, und spricht wegen ihres frommen christlichen Inhalts und der nicht ungebildeten Sprache den Leser an. Da es nun einmal in unseren Tagen Sitte ist, auch von heiliger Stätte herab den Amtsbrüdern Blumen der Artigkeit darzureichen, — was dem Ref. noch nie gefallen hat und auch nie gefallen wird, — so dürfen wir es auch an dieser Predigt nicht tadeln, daß der Hr. Vf. seinem Inspector und seinen anwesenden Amtsbrüdern, mögen sie auch, woran wir nicht zweifeln, würdige und recht tüchtige Männer sein, soviel Schönes gesagt hat. Druck und Papier sind gut, aber der Preis von 15 kr. für eine einzele Predigt ist zu hoch.

A.